

LITERATUR

SPIEGEL

Polizeibericht und Psychostudie:
Pierre Lemaitres Roman *Drei
Tage und ein Leben*. — **Seite 3**

Walter Moers entführt die Leser
ins Traumuniversum der *Prinzessin
Insomnia*. — **Seite 4**

Autobiografisches Pathos:
Édouard Louis und sein Roman
Im Herzen der Gewalt. — **Seite 6**

Der Historiker und Journalist
Sven Felix Kellerhoff porträ-
tiert die *NSDAP*. — **Seite 12**



Selbstversuch in Brüssel

Kann das gut gehen: EU-Beamte als Romanhelden? Und wer will das dann lesen? Peter Müller, der Brüssel-Korrespondent des SPIEGEL, bespricht *Robert Menasses* Buch *Die Hauptstadt*.

DER LIEBLINGSITALIENER stimmt schon mal. Die „Rosticceria Fiorentina“ mit ihrer resoluten Wirtin gehört zum Inventar in Brüssels Europaviertel und zu den wenigen Restaurants, in denen ordentlich gekocht wird. Karierte Tischdecken, eine kleine Theke, Vertraulichkeit trotz

Enge – die Rosticceria kommt in Robert Menasses Roman *Die Hauptstadt* an einer entscheidenden Stelle ins Spiel. Hier trifft sich Fenia Xenopoulou aus der eher unbedeutenden Generaldirektion Kultur mit ihrem Freund, dem Kommissionsbeamten Kai-Uwe Frigge, und hier wird Fenia

endgültig klar, dass das Projekt scheitern wird, mit dem sie ihrer stockenden Karriere neuen Schwung geben wollte: eine spektakuläre Feierlichkeit zum 60. Geburtstag der EU-Kommission.

In der „Rosti“ erklärt der Deutsche seiner zyprischen Kollegin, wie sie stattdessen ihren Aufstieg ins Werk setzen kann. Die Pointe ist umso hübscher, als Menasse vor dieser Szene bereits über mehrere hundert Seiten die Segnungen des europäischen Projekts vorgeführt hat: Fenia soll die nationale Karte spielen. In ihrer Organisation komme sie als heimatverbundene Zypriotin weiter denn als überzeugte Europäerin, das legt der unzynische Stratege Frigge seiner Geliebten überzeugend dar.

Brüssel als Schauplatz eines Romans, die Europäische Union als tragendes Thema – kann das

gut gehen? Warum nicht, könnte man sagen. Schließlich sind auch Bonn und Berlin längst verewigt, Wolfgang Koeppen beschrieb im *Treibhaus* die Restauration in der frühen Bundesrepublik, Dirk Kurbjuweit und Michael Kumpfmüller brachten mit *Nicht die ganze Wahrheit* und *Nachricht an alle* die Berliner Republik in die Literatur. Warum also soll das nicht auch mit Brüssel gelingen, einem Ort, an dem heute nicht weniger wichtige Entscheidungen fallen als in mancher europäischen Hauptstadt?

Als EU-Korrespondent verspürt man intuitiv Zweifel. Sicher, in Brüssel gibt es jede Menge kluger Leute, doch leider interessiert sich außerhalb des Europaviertels kaum jemand für deren Schicksal. Und, schon richtig, die EU entscheidet längst nicht mehr nur darüber, wie viel Strom Toaster in Athen und Saragossa verbrauchen dürfen, sondern auch, welches Land wie viele Flüchtlinge aufnehmen muss und ob Gazprom eine neue Gaspipeline durch die Ostsee verlegen kann. Doch das alles ist oft sehr technisch und kompliziert.

Und dann ist da diese bürokratische Sprache.

Es ist ja schon schwer genug, aus dem Kauderwelsch der Gipfelkommunikés, Protokollerklärungen und fußnotengepflasterten Mitteilungen packenden oder zumindest lesbaren Journalismus zu fertigen, aber einen Roman von knapp 460 Seiten?

Man kann nicht sagen, dass der Autor es sich leicht gemacht hätte, im Gegenteil: Robert Menasse, der 63 Jahre alte Wiener Romancier und Essayist, zog sogar für eine Zeit lang nach Brüssel, um zu recherchieren. Beladen mit den üblichen Vorurteilen und Klischees, schlurfte der EU-Novize durch die schmucklosen Beamtenilos, Rat und Kommission galten ihm als undemokratisches Labyrinth, die Brüsseler Diplomaten als graue Geheimniskrämer mit Einheitslebenslauf.

Umso überraschter war Menasse, als er stattdessen kluge, interessante Persönlichkeiten vorfand, Leute, denen es nicht (nur) um ihr üppiges Gehalt geht, sondern auch darum, Europa voranzubringen – und mit denen er sich auch amüsieren konnte.

Ergebnis von Menasses Brüsseler Immersion war 2012 zunächst *Der Europäische Landbote*, ein thesenstarkes Traktat gegen den um sich greifenden Europa-Pessimismus. Der Band liest sich heute wie ein vorweggenommenes Glaubensbekenntnis der „Pulse of Europe“-Bewegung, die sonntags die Marktplätze in deutschen Städten bevölkert. Mit *Die Hauptstadt* folgt nun die lange angekündigte literarische Umsetzung.

Das Personal ist routiniert gecastet, der Plot souverän erzählt. Die Zypriotin Fenia, ausgebildet in London und Stanford, sucht nach einem Weg, ihre Karrieresackgasse in der Generaldirektion Kultur zu verlassen, der euphile Jungbeamte Martin Susman aus Österreich liefert ihr die passende Idee: Das Gründungsjubiläum der EU-Kommission biete den Anlass für eine öffentlichkeitswirksame Veranstaltung, der auch die Aufmerksamkeit der Hausspitze sicher sei.

In Auschwitz soll das Jubiläum begangen werden, möglichst viele Überlebende des Holocaust sollen anwesend sein – so in etwa lautet der Vorschlag, den Fenia in das Räderwerk der Kommission einspeist und der dann von gegenläufigen Interessen zermahlen wird.

Menasse beschreibt den kurzen Lebenslauf dieser Idee genauso realistisch wie den Alltag des Beamtenpersonals. Seine EU-Helden eilen von einem Meeting zum anderen, von einer klandestinen Zigarettenpause unter abgeklebten Rauchmeldern zur nächsten. Vor halb acht verlässt kaum jemand sein Büro, dann ein kurzer Abend beim Italiener, manchmal gefolgt von antriebsarmem Sex.

Die Brüsseler Kulisse ist gut ausgeleuchtet, die Ausgeh-Orte im Dansaert-



Touristen vor der Brunnenfigur Manneken Pis in Brüssel

Viertel, der Kulturkampf, den sich eine kleine, aber zähe Radfahrer-Kaste täglich mit den autoverliebten Bürgern der belgischen Hauptstadt liefert. Bis hin zu den stillgelegten Kaminen der Altbauwohnungen, in denen sich Bücher stapeln, bringt Menasse vieles, was Brüssel liebenswert macht, so beiläufig wie prägnant ins Bild.

Und doch scheint es, als würde Menasse seinem Brüsseler Personal misstrauen. Jedenfalls ergänzt er die Ränkespiele auf den Kommissionsfluren mit einer Kriminalstory, bei der ein polnischer Auftragskiller sowie geheime Mächte in der Nato und im Vatikan die tragenden Rollen spielen. Das wirkt wie ein synthetischer Spannungsverstärker. Politisch interessant und originell ist Menasses Unterfangen, wo es – möglicherweise in einer Anspielung auf die „Parallelaktion“ in Robert Musils *Mann ohne Eigenschaften* – sich auf die Idee der besonderen, von der Kulturabteilung erdachten EU-Feierlichkeiten konzentriert.

Der Mann der Stunde ist hier: David de Vriend, ein ehemaliger belgischer Widerstandskämpfer und KZ-Häftling, der nun in einer Seniorenresidenz gegen die Zumutungen des Alters kämpft. Es sind de Vriends Geschichten, die Fenias Idee des Auschwitz-Gedenkens einen Protagonisten und Menasses Roman Tiefe geben. Indem er erzählt, wie de Vriend die Flucht aus dem Zug gelingt, der seine Eltern nach Auschwitz bringen wird, und wie er später doch

im KZ landet, erinnert Menasse daran, dass die EU kein Selbstzweck für die Generation Erasmus und Interrail ist, sondern in ihrem Ursprung eine Antwort auf die Schrecken der Weltkriege und des Holocaust.

Wie de Vriend für die Vergangenheit, steht der österreichische Professor Alois Erhart für die Zukunft der europäischen Idee, und ganz sicher ist es kein Zufall, dass diese beiden Protagonisten am Ende der Geschichte ums Leben kommen. Ausgerechnet dieser unlängst verwitwete Emeritus für Volkswirtschaft bringt die gedankenfaulen Brüsseler Thinktank-Debatten mit provokanten Ideen zur Zukunft der EU in Schwung. Wie wäre es, fragt Erhart, wenn man jedem EU-Bürger zum 18. Geburtstag einen europäischen Pass in die Hand drücken würde? Der Mann hat noch mehr Vorschläge, einer davon, so viel sei verraten, gibt dem Roman seinen Titel.

Bei Erharts Auftritten wird besonders deutlich, dass Menasse die EU als einzig denkbare Zukunft für Europa sieht – und die Kommission als Kern einer europäischen Regierung. Doch die moralische Überlegenheit, die Menasse der Behörde im *Landboten* allein schon deshalb attestierte, weil sie qua Auftrag jenseits des Klein-Kleins nationalstaatlicher Interessen arbeiten soll, schwindet angesichts der Bonsai-Intrigen, denen sich Menasses Personal in seinem Roman mal engagiert, mal nonchalant oder auch wider Willen und Überzeugung widmet.

Das ist durchaus wohltuend, ja mehr noch, Menasse kommt der Realität in seiner Fiktion so deutlich näher als in seinem Essay. Natürlich legen



Robert Menasse:
Die Hauptstadt.
Suhrkamp; 460
Seiten; 24 Euro.
Erscheint am
11. September.

Kommissionsbeamte ihren Pass nicht ab, wenn sie die Eingangsschleuse des Berlaymont-Gebäudes passieren. Wenn es bei Kommissionssitzungen wie unlängst darum geht, dass osteuropäische Fernfahrer bei längeren Arbeitseinsätzen, etwa in Frankreich, das Gleiche verdienen sollen wie ihre Kollegen dort, wird die EU-Kommissarin aus Polen schon mal zur Lobbyistin der osteuropäischen Speditionswirtschaft – und extrem knauserig.

Ein Schlüsselroman ist *Die Hauptstadt* dennoch nicht, anders als Koeppens *Treibhaus* etwa, in dem sich Konrad Adenauer oder Kurt Schumacher unschwer ausmachen ließen. Sicher, auch Menasses Kommissionspräsident zieht die Staatschefs „plötzlich an der Krawatte“ oder gibt ihnen „einen kleinen Schubs“. Im Vergleich zu Jean-Claude Juncker aber, der Ungarns Ministerpräsidenten Viktor Orbán bei einer solchen Gelegenheit schon mal mit „Hallo, Diktator“ begrüßt, wirkt das geradezu zahm.

Das gilt auch für Menasses Kabinettschef. Der Mann mag sich auf bürokratische Winkelzüge verstehen und genau wissen, wie er Fenias ungeliebtes Jubiläumsprojekt ohne großen Eklat verenden lassen kann – Martin Selmayr aber, dem derzeit starken Mann unter den Brüsseler Beamten, vermag er im machiavellistischen Ränkespiel nicht das Wasser zu reichen.

Mit *Die Hauptstadt* ergeht es einem also in gewisser Weise wie mit der neuesten Staffel der US-Polit-Serie „House of Cards“: Nicht mal der wagetüchtigste Drehbuchautor hätte sich einen Donald Trump im Weißen Haus ausdenken können. Gegen den amtierenden Präsidenten wirkt selbst der verschlagene Frank Underwood geradezu zivilisiert. Die Wirklichkeit hat die erfundene Story überholt, das gilt auch für Menasses Roman.

Zwar gibt es eine Vielzahl von Szenen von beinahe zeitloser Komik und Brillanz: Mehrere Abteilungen der Kommission zoffen sich beispielsweise um das europäische Schweinefleisch, dessen Produktion aus unmittelbar plausiblen Gründen die einen fördern, die anderen drosseln wollen. „Der Kompetenzstreit beruhte darauf, dass das Schwein eine Querschnittsmaterie war“, lässt der Autor wissen und zieht uns hinein in den Irrsinn des EU-Zuständigkeitenstrudels. Dennoch: Atmosphärisch vorherrschend ist bei Menasse noch immer die Eurokrise der jüngsten Vergangenheit, mitsamt der umstrittenen, vor allem von der deutschen Kanzlerin durchgesetzten Sparpolitik. Europäische Großkrisen der Gegenwart wie der anstehende Austritt der Briten oder das anhaltende Flüchtlingsunglück spielen hier nur am Rande eine Rolle.

Der Selbstversuch des Autors im Brüsseler Biotop liegt ja auch schon einige Jahre zurück. Die Tage, in denen Brüssel die Hauptstadt der Malaise war, scheinen zumindest fürs Erste vorbei. Brexit und Trump haben vielen Europäern vor Augen geführt, was sie an der EU haben und was sie verlieren würden, sollte der Kontinent in den Nationalismus zurückfallen. Zuletzt zeigte Frankreichs Präsident Emmanuel Macron, dass man sich mit Begeisterung für Europa nicht verstecken muss. Sein Wahlkampf wirkte beinahe so, als hätte er sich mit Menasses Essay *Der Landbote* in Stimmung gebracht.

AUSSERDEM IM LITERATUR SPIEGEL:	Per Molander: Die Anatomie der Ungleichheit S. 8
Walter Moers und Lydia Rode: Prinzessin Insomnia & der alptraumfarbene Nachtmahr S. 4	Terry Eagleton: Kultur S. 10
Mohsin Hamid: Exit West S. 5	KULTURPROGRAMM IM SEPTEMBER S. 14
Neue Krimis von Friedrich Ani und Christian von Dittfurth S. 7	Abgesang: Ein Gedicht von Percy Bysshe Shelley S. 19
	IMPRESSUM S. 19



Wellen der Angst

Drei Tage und ein Leben macht den Leser zum Komplizen.

Von Katharina Stegelmann

AM 22. DEZEMBER 1999, gegen 14 Uhr, im Wald von Saint-Eustache wird Antoine zum Mörder. Antoine ist zwölf Jahre alt, sein Opfer sechs. Es ist kein Unfall. Rasend vor Zorn, eigentlich aber zutiefst verzweifelt, schlägt Antoine dem kleinen Rémi mit einem Stock gegen den Kopf. Die Erschütterung, die Antoine nach seiner Tat erfasst – und die ihn sein Leben lang begleiten wird –, beschreibt der französische Schriftsteller Pierre Lemaitre beklemmend detailliert und voller Empathie.

Antoine ist einsam, ein sensibler Außenseiter voller Sehnsucht und verwirrendem Verlangen. Sein einziger Gefährte, ein ziemlich hässlicher Hund, der seltsamerweise Odysseus heißt, stirbt gleich am Anfang des Romans *Drei Tage und ein Leben*. Eigentlich gibt es keine zwei moralischen Standpunkte. Antoine hat etwas Schreckliches getan, er müsste sich den Konsequenzen stellen. Er weiß es selbst, er bereut. Doch er fürchtet sich. Auch will er seine Mutter schützen. Er beschließt, seine Tat zu vertuschen. Den Leser hat er inzwischen längst als Komplizen gewonnen, der Junge erweckt mehr Mitleid als Abscheu: „Innerhalb weniger Minuten hat sein Leben die Richtung geändert. Er ist ein Mörder. Die beiden Bilder passen nicht zusammen, man kann nicht zwölf Jahre alt und ein Mörder sein ...“

Dass Lemaitre sein Handwerk als Thrillerautor gelernt hat, wird in diesem spannungsreichen, psychologisch intelligenten Roman sehr deutlich. Manchmal wirkt der Text so nüchtern, als handelte es sich um einen Polizeibericht. Dann wieder gegenwärtig er eine ganz subjektive Sicht. Diese wechselnde Haltung erzeugt Neugier und Anteilnahme. Dabei versucht Lemaitre nicht zu erklären, wie es zu der Tat kommen konnte. Ihn interessiert, wie jemand weiterlebt mit so großer Schuld, wie eine Gemeinschaft so ein Unglück verkraftet.

Zu Beginn der Suche nach Rémi scheint das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Bilderbuchkleinstadt Beauval gestärkt, zugleich schwelen

Aggression und Angst: „Obwohl sich alle für einen guten Zweck einsetzten, lag eine gewisse Eroberungslust und Rachsucht in der Luft, ein Tugend-eifer, den man häufig am Ursprung von Lynchjustiz und rassistischen Ausschreitungen findet. Antoine stand am Fenster und besaß die paradoxe Gewissheit, dass all jene sich entfernenden Menschen sich eigentlich auf ihn zubewegten.“

Lemaitre, 2013 für seinen Erster-Weltkrieg-Roman *Wir sehen uns dort oben* mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet, kann mit seinem Schreiben mehrere Ebenen seiner kunstvollen Versuchsanordnung durchdringen. Die bedrückende Atmosphäre des Ortes, das Abhängigkeitsverhältnis der Bewohner untereinander und die Persönlichkeit von Antoinettes Mutter – all das wird in einem einzigen Absatz elegant beleuchtet: „Madame Courtin war hier geboren, hier aufgewachsen und hatte stets hier gelebt, in einer kleinbürgerlichen Welt, in der jeder von dem beäugt wird, den er beäugt, in der die Meinung der anderen eine überwältigende Kraft entfaltet. Madame Courtin tat in jeder Hinsicht, was sich gehörte, und schlicht deshalb, weil alle um sie herum das taten. Sie hütete ihren Ruf, wie sie ihr Haus hütete, und vielleicht sogar wie sie ihr Leben hütete, denn an einem Verlust ihrer Achtbarkeit wäre sie vermutlich gestorben.“

Fast zwölf Jahre nach seiner Tat hat Antoine eine attraktive Freundin, eine glänzende Zukunft als Arzt scheint vor ihm zu liegen. Aber die Angst, doch noch entlarvt zu werden, kehrt wieder in Wellen unterschiedlicher Intensität. Und dann begeht er eine folgenschwere Dummheit.

Am Ende dieses meisterhaften Romans entgleitet dem Protagonisten sein Leben ein weiteres Mal. Der Autor versteht es, seine Leser bis zuletzt schauen zu lassen.



Pierre Lemaitre: Drei Tage und ein Leben.
Aus dem Französischen von Tobias Scheffel. Klett-Cotta; 272 Seiten; 20 Euro. Erscheint am 9. September.